

Sonder-Newsletter

des KulturRaum Zwingli-Kirche e.V.



Zum 60. Jahrestag des 17. Juni 1953

Menschen entdecken – Geschichte begreifen

Geleitwort von Prof. Martin Wiebel,
Vorsitzender des Vorstands des
KulturRaum Zwingli-Kirche e.V.



Der 17. Juni 1953 war eines der historischen Ereignisse, das besonders am Quartier Rudolfplatz in Friedrichshain auf besondere Weise seinen Niederschlag im alltäglichen Leben der Bevölkerung fand – war doch hier der Ausgangspunkt der Erhebung der Bauarbeiter am Krankenhaus Friedrichshain und an der Stalin-Allee. Aber auch das NARVA Werk und die Oberbaumbrücke standen im Zentrum der Ereignisse, wie zahlreiche Orts- und Zeitzeugen in den Zeitzeugengesprächen des KulturRaum Zwingli-Kirche berichtet haben. Plötzlich waren Wege zu Verwandten und Freunden, Wege vom und zum Arbeitsplatz von einem Moment auf den nächsten gekappt.

Es sind die individuellen Spuren in den Biografien einzelner Menschen, die erst die ganze Tragweite dieses Ereignisses erahnen und die Erinnerungen lebendig werden lassen. Der KulturRaum Zwingli-Kirche e.V. hat seit dem Erscheinen des Buches „East Side Story – Biographie eines Stadtteils“ 2008 ein Recherche-Zeitnetz über das 20. Jahrhundert gelegt – auf der Suche nach Zeitzeugen, die wir lieber Ortszeugen nennen. Wir bezeichnen unsere Arbeit als topografisch zentrierte Geschichtsschreibung, die sich eben vom Ort, dem Stadtquartier Rudolfplatz am Spreeufer zwischen Friedrichshain und Kreuzberg, in Zeiten des Kalten Krieges – also zwischen Ost Und West – ereignet hat.

Diesem besonderen Mittwoch vor 60 Jahren galten zahlreiche Erinnerungen in vielen dieser Orts- und Zeitzeugengespräche.

Erinnerung ist ja die Fähigkeit, das gelebte Leben nach Kriterien des Erzählbaren gestaltend zu ordnen. Solche Erzähler zu suchen, zu finden und zum Erzählen zu bewegen ist die Aufgabe unserer Zeitzeugen-Werkstatt. So liefert das kollektive Gedächtnis der Menschen, die einem spezifischen Stadtteil sein eigenes Bild gaben, als Material die Bruchstücke, die Scherben und Splitter der je eigenen Erinnerung, aus der das Erinnerungsbild für die Nachfolgenden entsteht. Historische Daten der Stadtentwicklung standen dabei im Mittelpunkt: Kriegsende 1945, der 17. Juni 1953, der 13. August 1961 und der 9. November 1989.

Parallel zu drei Ausstellungen im KulturRaum Zwingli-Kirche 2008, 2010 und 2011 fanden ergänzend Zeitzeugen-Werkstätten mit vielen Teilnehmern statt. Inzwischen gibt es ein im Internet zugängliches Text- und Video-Zeitzeugenarchiv mit ca. 30 Geschichten von Bewohnern, aus denen ein Bild der alltäglichen Geschichte und die Einflüsse der politischen Ereignisse auf das normale Alltagsleben nacherlebbar werden.

Mit diesem Sonder-Newsletter wollen wir einige Schätze aus der Zeitzeugenwerkstatt heben und Zeugen dieses 17. Juni 1953 – unter anderem unseres Mitglieds Dieter Otto – zu Wort kommen lassen.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihr

Martin Wiebel



Lebenserinnerungen von Dieter Otto

In diesem Auszug seiner Lebenserinnerungen berichtet unser Vereinsmitglied Dieter Otto von seinen Erinnerungen an die ereignisreichen Tage rund um den 17. Juni 1953.

Der Arbeiteraufstand am 16. und 17. Juni 1953 in der DDR war neben dem späteren Mauerbau das traurigste Kapitel in der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Die Beschlüsse der 2. Parteikonferenz der SED vom Juli 1952 über den „*planmäßigen Aufbau der Grundlagen des Sozialismus*“ und ihre Auswirkungen bildeten den Hintergrund des Aufstandes. Angesichts des westdeutschen Wirtschaftswunders sollten durch laufend erhöhte Arbeitsnormen ähnlich günstige wirtschaftliche Bedingungen auch in der DDR geschaffen werden. Aber das Gegenteil war der Fall. Der allgemeine Lebensstandard, real gesehen, sank von Monat zu Monat. Hinzu kam, dass massive LPG-Gründungen, sowie Behinderungen und Benachteiligungen aller selbständigen Unternehmen und kleinen Ladenbesitzern zu einer riesigen Welle der Republikflucht führten. Über 500.000 Hektar Land wurden von den Bauern verlassen und blieben im Frühjahr 1953 einfach unbestellt. Die desolote Versorgungsfrage führte dazu, dass „*Nicht in der Produktion Tätige*“ ab 1. Mai 1953 keine Lebensmittelkarten mehr erhielten. Das betraf über eine Million Menschen, vor allem die sogenannten „*Selbständigen*“.

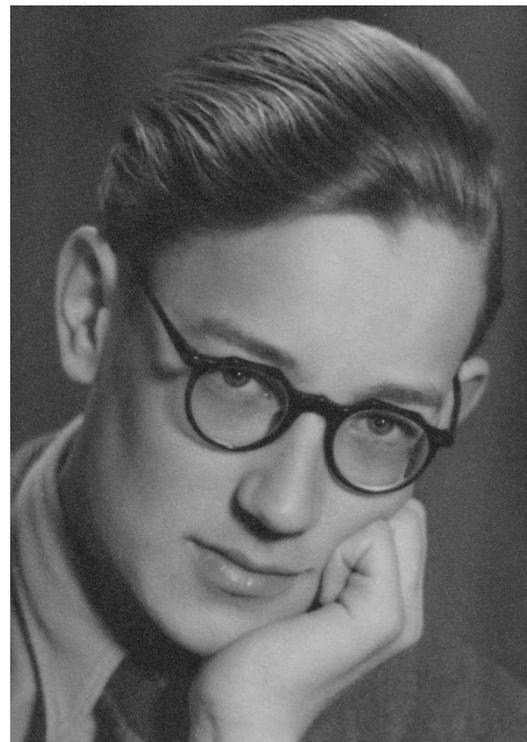
Ein Beschluss des DDR-Ministerrates vom 29. Mai 1953, zur Steigerung der Arbeitsproduktivität die Arbeitsnormen pauschal um mindestens 10 % zu erhöhen, brachte dann das Fass zum Überlaufen.

Am Nachmittag des 13. Juni 1953 unternahmen ca. 500 bis 600 Bauarbeiter eine Dampferfahrt mit den Schiffen „*Seid bereit*“ und „*Triumph*“, die von der Betriebsgewerkschaftsleitung der Baustelle Krankenhaus Friedrichshain organisiert worden war, zum Berliner Müggelsee. Am Abend kam es in der Gaststätte „*Rübezahl*“ zum ersten Streikaufruf gegen die neuen Arbeitsnormen. Keine drei Tage später, am Morgen des 16. Juni 1953 schließlich formierten sich nun spontan rund 100 Bauarbeiter auf der Baustelle des Krankenhauses zu einer Protestdemonstration. Von dort zogen sie zuerst zu ihren Kollegen der Baustellen in der Stalin-Allee. Zuerst in Richtung Osten bis zur Proskauer Straße, dann wieder in Richtung Westen marschierten sie im Kreise an allen Baustellen vorbei.

Ich arbeitete damals als Maurerlehrling auf einem speziellen Lehrlingsbau in der Stalin-Allee. Schon

am Morgen des 16. Juni wurde von einem Streikaufruf unserer Kollegen von der Baustelle Krankenhaus Friedrichshain gemunkelt. Und dann sahen und hörten wir sie, wie sie mit ihren weißen Maureranzügen und einem großen Transparent an der Spitze auch an unserer Baustelle vorbeizogen. „*Kollegen reiht euch ein – wir wollen keine Sklaven sein*“ erklang es immer mächtiger an unser Ohr. Es war schon beeindruckend, wie die Kollegen vom Block gegenüber ihr Arbeitsgerät fallen ließen und sich einreihen. Unser Lehrausbilder achtete streng darauf, dass wir nicht diesem Beispiel folgten.

Der Demonstrationzug, der in kürzester Zeit gewaltig angeschwollen war, bewegte sich über den Alexanderplatz zum Haus der Ministerien in der Leipziger Straße. Über 10.000 Menschen aus den umliegenden Büros, Verwaltungen und Betrieben hatten sich angeschlossen. Die Volkspolizei ließ den Zug gewähren und griff nicht ein.



Dieter Otto im Jahr 1953 (Foto: Dieter Otto)

Wir Lehrlinge durften zunächst die Baustelle nicht verlassen. Unser Bauleiter benötigte uns dringend, um die von den übrigen Bauarbeitern spontan verlassenen Arbeitsplätze zu sichern. Es sollte durch die plötzliche Demonstration so wenig Schaden wie möglich entstehen. So eilten wir auftragsgemäß über die Baustellen und stellten die teilweise noch



laufenden Mischer ab, leerten die halb vollen Mauerkästen oder deckten die begonnenen Betonarbeiten mit Planen ab.

Dann aber, am frühen Nachmittag, bekamen auch wir frei. Ich eilte nach Hause, schwang mich auf mein Rad und fuhr dem Demonstrationsgeschehen hinterher. Ich gelangte bis kurz vor die völlig verstopfte Leipziger Straße, wo sich inzwischen eine unübersehbare Menschenmenge vor dem Haus der Ministerien versammelt hatte. Die Menge verlangte Ulbricht oder Grotewohl zu sprechen. Doch die zeigten sich nicht. Nachdem Robert Havemann versucht hatte, die Massen zu beruhigen, diese aber nach einem verantwortlichen Regierungsminister verlangten, hatte allein Minister Fritz Selbmann den Mut, sich den Massen zu zeigen. Vor dem Eingangsportal bestieg er einen schnell herbeigeschafften Tisch und wollte besänftigend zu den erregten Arbeitern sprechen: „Kollegen ...!“, rief er durch ein großes Megaphon – aber die Menge ließ ihn gar nicht weiterreden: „Du bist nicht unser K o l l e g e !“, schrien sie.



Dieter Otto unterwegs mit dem Fahrrad (Foto: Dieter Otto)

Am Abend kam es dann zu ersten Ausschreitungen. Wie so oft bei solchen Anlässen, war auch der Pöbel sehr schnell zur Stelle. In der Mühlenstraße wurde der Dienstwagen des stellvertretenden Ministerpräsidenten Otto Nuschke (CDU) gestoppt und über die Oberbaumbrücke nach West-Berlin „entführt“. Er hat sich dann dort in „Schutzhaft“ begeben, bis die Lage in Ost -Berlin wieder unter Kontrolle war.

Am Morgen des 17. Juni versammelten sich wieder 20.000 Bauarbeiter am Strausberger Platz und marschierten erneut zum Haus der Ministerien. Viele Gleichgesinnte schlossen sich an. Aus dem Stahlwerk Hennigsdorf marschierten 8.000 bis 12.000 Arbeiter nach Berlin. Auf ihrem langen Weg

war immer wieder der Ruf zu hören: „Es hat alles keinen Zweck – der Spitzbart der muss weg!“ Diesmal aber hatten Volkspolizisten das Gebäude der Ministerien schon vorsorglich weiträumig abgesperrt. Es kam zu ersten Zusammenstößen. Am Potsdamer Platz brannte das Columbia-Hochhaus.

Für den „sowjetischen Sektor“ von Berlin aber verkündete der sowjetische Stadtkommandant um 13 Uhr den Ausnahmezustand, so war es auf den vielen roten Anschlägen zu lesen, die in Windeseile in Ostberlin an Litfaßsäulen und Hauswände geklebt wurden. [...] Das Passieren der Sektorengrenze war nun verboten. Das galt natürlich auch für den grenzüberschreitenden Verkehr. Auf den Gleisen der S-Bahn an den Grenzstellen wurden in Windeseile Prellböcke montiert. Der gesamte Verkehr im Ostteil der Stadt wurde eingestellt, der S-Bahnverkehr auch in Westberlin. Schon um 10.47 Uhr hatte der stellvertretende Minister Erwin Kramer angeordnet, dass alle S-Bahnen an den Bahnsteigen, wo sie sich gerade befanden, stehen bleiben mussten. Um 11 Uhr wurde der Fahrstrom abgeschaltet und die Züge wurden später in einer Nacht-und-Nebel-Aktion von Dampflokomotiven abgeschleppt. Der gesamte S und U-Bahnverkehr war nun eingestellt. Die Demonstranten sollten zu Fuß durch die Stadt laufen.

Dann rollten die ersten Panzer durch die Stadt. Auch in Berlin waren die ersten Toten zu beklagen. Erst am Abend gelang es den sowjetischen Truppen, den Aufstand nieder zu schlagen.

Wir standen am Abend des 17. Juni auf dem Balkon unserer Wohnung am Rudolfplatz und beobachteten die russischen Kontrollposten, die die Gegend um den Rudolfplatz absicherten. Plötzlich wurden wir auf eine Szene drüben an der Schule aufmerksam. Vor dem kleinen Eingang zum Standesamt bildete sich eine Menschentraube, in der wir auch meine Tante Frida entdeckten. Tante Frida wohnte, seitdem sie nach dem Kriege wieder an ihrer geliebten Schule unterrichtete, im ausgebauten Dachgeschoss des rechten kleinen Gebäudes, in dessen Erdgeschoss auch das Standesamt untergebracht war. Nun stand sie mitten in der erregten Menge, winkte, als sie uns auf dem Balkon erblickte mit beiden Armen fuchtelnd zu uns herüber und schrie etwas, was wir bei der Entfernung nicht verstehen konnten, was aber offensichtlich so viel bedeutete, dass ihr mein Vater zu Hilfe kommen sollte.

Als aber die Russen auf diese Gruppe aufmerksam geworden, mit gesenktem aufgepflanzten Bajonett im Sturmschritt hinzu eilten, war meinem Vater offensichtlich die Lust vergangen, seiner bedrängten



Schwester wunschgemäß zu Hilfe zu eilen. Was da eigentlich exakt vorgefallen war, habe ich leider vergessen, nur die Situation als solche ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben.

In West-Berlin kehrte man nach der rigorosen Zerschlagung des Putsches schnell wieder zur gewohnten Normalität zurück: Die internationalen Filmfestspiele waren angesagt und kein Geringerer als Gary Cooper hatte seinen Besuch angekündigt!

Während es in Ostberlin noch bis zum 1. Juli dauerte, dass der gesamte öffentliche Personennahverkehr wieder aufgenommen wurde, konnte ebenso erst nach 22 Tagen Grenzschießung, am 9. Juli der Verkehr auch wieder ungehindert über die Sektorengrenzen fließen.

Der eigentliche Ausnahmezustand in (Ost-)Berlin aber galt noch bis zum 11. Juli! Da die Kinos und auch die Theater abends nun nicht spielen konnten, mussten die Vorführungen auf den frühen Nachmittag verlegt werden. Da hatte aber niemand Zeit, in die Theater, die nun vor fast leeren Rängen spielten, zu gehen.

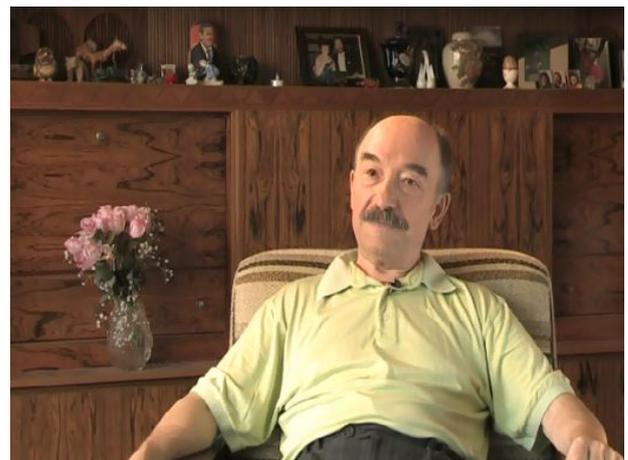
Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, dass ich eines Tages, wo wir Berufsschultag hatten, mir eine Opernaufführung in der Staatsoper (Admiralspalast) ansah. Es wurde entweder „Der Barbier von Bagdad“ (Cornelius) oder „Der Barbier von Sevilla“ (Rossini) gegeben. Viel eindrucksvoller als die Oper selbst fand ich es aber nun, dass ich fast allein in dem großen Zuschauerraum saß und mir, obwohl ich natürlich die billigste Eintrittskarte erworben hatte, den besten Platz aussuchen konnte. Ich kam mir schon wie der bayrische König Ludwig vor, der sich ja auch ganze Wagner-Opern völlig allein in seinem großen Theater vorspielen ließ.



Die Stalin-Allee im April 1953: Beim Pflastern des Fußweges vor Block D-Nord, im Hintergrund Block E-Süd (Foto: Bundesarchiv, Bild 183-19196-0004 / Krueger / CC-BY-SA)

Interview mit Lothar Kensbock (*1937)

Wir sind [mit der S-Bahn gefahren], weil es ja eben preiswert [war]: Für die S-Bahn haben wir 20 Pfennig bezahlt, hier musstest du schon 40 Pfennig für die U-Bahn bezahlen. Meine Berufsschule war am Gesundbrunnen in der Ellerbeker Straße, die riesengroße Berufsschule für Bauhandwerker. Und da sind [wir] morgens noch am 17. Juni hingefahren, durch den Osten durch. Mit der S-Bahn über Ostkreuz und dann die einzelnen Stationen bis zum Gesundbrunnen. Und während [...] der Unterrichtszeit hat der Lehrer schon immer irgendwelche Bemerkungen gemacht: Mensch, da passiert irgendwas. Da ist irgendwas im Gange. Und wir müssen mal hören und so weiter.



Lothar Kensbock beim Zeitzeugengespräch.

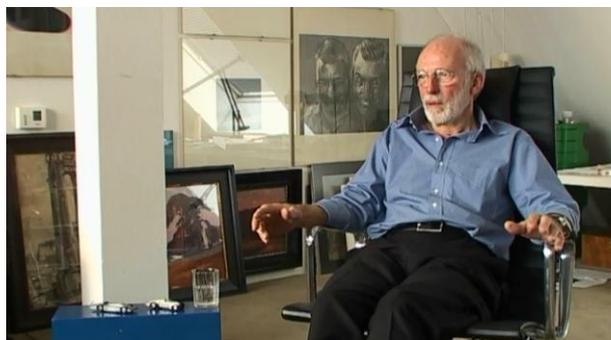
Und dann hat man uns geraten, als die Schule vorbei war – mittags so um eins, um zwei – nicht mehr durch den Osten zu fahren, weil die uns warnen wollten, eventuell könnten da gewalttätige Auseinandersetzungen passieren [...]. Dann sind wir mit der Straßenbahn 3 vom Gesundbrunnen durch Westberlin, die Endstation war dann am Hermannplatz. Und dann sind wir am Hermannplatz nach zwei Stunden, oder wie viel wir da gefahren sind, angekommen und mussten noch den Rest vom Hermannplatz nach Hause laufen. Und dann hörte man hier schon, da wäre irgendein Minister, Otto Nuschke, in der Schlesischen Straße mit seinem PKW abgedrängt worden nach Westberlin, und aufgebrachte Bürger hätten den schon irgendwie Gewalt angetan, wie auch immer. Also jedenfalls turbulent war es in der Schlesischen Straße.

Interview mit Klaus Günther (*1932)

Der 17. Juni, da war ich ja nun schon richtig erwachsen. Das Abitur war vorbei. Ich hatte inzwischen Maurer gelernt, als Umlerner. [...] Am 16. Juni war schon [...] Remmidemmi, nicht auf unserer Baustelle. Und am 17. Juni war großer, großer Aufstand. Betriebsversammlung. Die Normen sollen ja erhöht werden, so dass man also dann mehr arbeiten musste fürs gleiche Geld oder für die gleiche Leistung weniger Geld kriegte. Und dagegen wurde protestiert. Da die Proteste derartig massiv waren, sagte dann der BGL – der Betriebsgewerkschaftsleiter – er würde sich dafür einsetzen, dass das wieder zurückgenommen würd, und wir sollten wieder an unsere Arbeit gehen. Aber inzwischen war ja nun klar, dass es nicht mehr nur um die Normerhöhung geht, sondern dass es um ganz was anderes geht. Und die ganze Baustelle zog sich dann um in ihre Privatsachen, also ihre Mauerklamotten aus, und marschierte los Richtung Westen. Wir kamen dann auch vorbei am Kraftwerk Klingenberg. Und Treffpunkt war verabredet Strausberger Platz. [...]

Wir sind also jedenfalls nicht über die Frankfurter Allee gelaufen, sondern immer parallel dazu. Vielleicht durch die Boxhagener Straße oder so was. Ich weiß es nicht mehr genau. Da zogen sich dann alle Baustellen und die haben sich uns dann angeschlossen. Es war schon ein stattlicher Zug. Ich war immer Melder vorneweg, weil ich der Einzige war, der ein Fahrrad hatte. Und Strausberger Platz war, wie gesagt, von Vopo abgesperrt. Die hatten das mitgekriegt, dass das nun der Ort der Hauptversammlung werden sollte. Nun war ein neuer Treffpunkt verabredet, Haus der Ministerien, also das heutige Finanzministerium, im Kriege Luftfahrtministerium. Da sollten wir uns alle treffen. Da sind dann auch alle hin marschiert. Und standen da. Das große Viereck, das bildet ja so einen großen Winkel, das war abgesperrt von Vopo. Die haben sich auch alle sehr diszipliniert verhalten. Es wurde halt nur demonstriert.

Dann kamen die Arbeiter aus Henningsdorf dazu. Die wurden mit großem Hallo begrüßt. Und irgendwann hatten die da die tolle Idee, einen Feuerwehrmann auf den Platz zu stellen, der da mit dem Schlauch in die Menge spritzen sollte. Ja, der wurde sofort mit Steinen und allem eingedeckt. Der hat sofort aufgehört zu spritzen. [...]



Klaus Günther beim Zeitzeugengespräch.

Übrigens muss ich sagen: Der ganze Demonstrationzug war relativ diszipliniert. Da wurden zwar diese Pilze und Sektorenschilder runter gerissen und teilweise auch angesteckt. Aber trotzdem wurde ganz genau vermieden, durch den Westen zu laufen, weil man vermeiden wollte, dass die Regierung sagt, das Ganze sei vom Westen provoziert. Und auch die Russen wurden, als sie mit den Panzern kamen, ganz bewusst freundlich begrüßt, so dass sie nicht sagen konnten, die Demonstration richtet sich gegen die Besatzungsmacht, sondern die richtet sich eben gegen dieses verhasste DDR-Regime. [...] Auf dem vordersten Panzer stand ein [...] Kommandierender. Der winkte auch freundlich. Die waren alle ganz freundlich.

Und irgendwann wurde geschossen. Da muss ich sagen, als dann geschossen wurde, da habe ich mich schnellstens verdrückt übern Potsdamer Platz und bin nach Hause Richtung Heimat gefahren. Auf der Warschauer Brücke stand noch so ein Vopo mit einer Pistole in der Hand, ganz grau im Gesicht und sehr, sehr – nicht Respekt einflößend – aber gefährlich sah der aus. Ja, als ob er jeden Moment irgendwas Unbedachtes tun könnte. Ja, ich bin dann nach Hause gefahren. Damit war der Tag für mich beendet. Ich hatte nur Angst, dass die Grenze nicht rechtzeitig geöffnet wird, dass ich am 1. Oktober mein Studium im Westen beginnen kann. [...] Nach vier Wochen wurde dann der Ausnahmezustand wieder aufgehoben, so dass das für mich dann doch relativ reibungslos verlaufen ist.



Berlin, Schützenstraße am 17. Juni 1953: Ein sowjetischer Panzer, wartende Menschen und Jugendliche mit Fahrrädern (Foto: Bundesarchiv, B 145 Bild-F005191-0040 / CC-BY-SA)

Interview mit Horst Dähnrik (*1927)

'53 war ich in Lobetal im Praktikum. Muss ja mit der blauen Schürze arbeiten. Und da hörten wir plötzlich, dass Panzer nach Berlin fahren. Und wir konnten da nicht weg. Wir hatten da unsere Arbeit. Jedenfalls habe ich da nur durch einen Freund erfahren, dass der auch mit in der Leipziger Straße war – auch ein Theologe. Der hat versucht immer die Männer in der Umgebung, die Leute lynchen wollten, zu bremsen. Ansonsten haben wir in Lobetal bei Bernau nichts [von den Ereignissen] mitbekommen. Sonst wäre ich wahrscheinlich auch mit auf die Straße gegangen.



Horst Dähnrik beim Zeitzeugengespräch.

Interview mit Günther Lachotta (*1927)

[1953] habe ich schon gearbeitet als Geselle, Goldschmiedegeselle, und war in Eichenwalde. Und dadurch hatten wir Radio gehört. Und dann hatten wir immer die Berichte gehört, ja, da ist Aufstand und da marschieren sie und so. Bis dann nachher die Nachricht kam, die russischen Panzer kommen. Da haben wir es dann gewusst, jetzt ist zu Ende.

Meine Frau, die hatte mal gelernt in Neukölln, schon zu Kriegszeiten. Und die [Firma hatte] weitergearbeitet als Schneiderei. Und [meine Frau] war in Neukölln. Nun kam der 17. Juni. Dann durfte sie aber doch herkommen. Bloß uns hat man ja nicht reingelassen, aus Eichenwalde. Da haben sie ja auch schon Zäune gezogen, haben die Grenze gemacht [...]. [Sie] musste mit dem Ausweis nach Berlin rein. [...] Und ich konnte zwei Tage nicht nach Hause, musste da draußen übernachten beim Meister, weil sie uns ja nicht reingelassen haben.



Günther Lachotta beim Zeitzeugengespräch.

Die Sache hier an der Oberbaumbrücke, das habe ich selbst nicht erlebt. Da hat man doch dann den Kiosk da angesteckt. Das war ein HO-Ding gewesen. [...] Die aufgebrauchte Menge, ist ja logisch...

Meine Frau hatte nachher einen Passierschein gekriegt. War doch ein Ausnahmezustand noch mit dem Hin und Her. Und dann durfte die mit dem Passierschein immer hin und her.

Interview mit Hubertus Schwarz (*1933)

Ja, 1953 war ich 20. Das kann ich gut erzählen. Ich bin von meiner Arbeitsstelle am Oranienburger Tor mit dem Fahrrad über den Alexanderplatz gekommen. Ich hatte damals noch zufälligerweise so eine 6x6-Kamera umgehungen. Die hatte ich bei mir, weil, wir hatten mit einem Kollegen am Wochenende davor Geburtstag gefeiert, da hatte ich sechs Aufnahmen gemacht und habe diese Kamera, die brachte er mir mit zur Arbeit und hatte die gerade, als ich nach Hause gefahren bin, umgehungen. Beim Fahrradfahren hatte man doch Angst, dass die nicht kaputtgeht.

Und plötzlich auf dem Alexanderplatz waren schon richtig die aufgefahrenen Panzer vorhanden, große Demonstrationen. Und ich habe damals noch Fotos gemacht, die letzten sechs Fotos auf dieser Kamera habe ich geschossen. Aber ich habe sie heute nicht mehr. Egal wie. Das kann ich noch später sagen.



Hubertus Schwarz beim Zeitzeugengespräch.

Aber als ich dann über die Stralauer Allee zur Oberbaumbrücke kam, da war dann schon für mich weither sichtbar von der Stralauer Allee, die Kontrollbaracke brannte schon. Und von links, von der Warschauer Brücke runter, war eine große Menschentraube, die hatten ein Auto in der Mangel. [...]. Ich habe angehalten, 20 Jahre, da ist man ja jung und ist man auch noch so ein bisschen dabei zu gucken, was ist hier los und so weiter. Also jedenfalls stelle sich heraus, Otto Nuschke war gerade von den Demonstranten gefangen worden. Otto Nuschke war der damalige CDU-Vorsitzende in Ostberlin, die dann die spätere Blockpartei war. Der wurde von den Demonstranten irgendwie angehalten und man hat ihn nach Westberlin über die Oberbaumbrücke ohne laufenden Motor rüberge-

schoben. Die Ostberliner Zollbeamten und die Westberliner Zollbeamten haben sich überhaupt sehr zurückgehalten. Ich bin natürlich im Abstand mit meinem Fahrrad dem Pulk gefolgt, bis in die Cuvrystraße, dort war die Polizeiwache. Die haben den dort abgeliefert. Aber, ich glaube, aus heutiger Sicht, es ist ihm wohl nichts groß passiert. Denn das hätte zu politischen Verwicklungen auch in Berlin geführt. Das waren so meine Erlebnisse zum 17. Juni. Aber als ich dann nach Hause kam, dann gab es schon diesen Befehl des Ausnahmezustandes. Dieser Begriff war für mich ein Begriff, völlig unbekannt, ich wusste damit nichts anzufangen. Meine Mutter sagte mir dann aber: „Du, Ausnahmezustand, das heißt, hier steht jetzt mit einmal geschrieben, du darfst von heute Abend 21 Uhr bis morgens um 5 oder 6 darfst du gar nicht die Straße betreten.“ Also ich hätte am nächsten Tag gar nicht zur Arbeit gehen können. Aber aus meiner Erfahrung mit meiner Arbeit und Lehrstelle und Angst um die Arbeit habe ich mich dann am späten Nachmittag, gegen Abend auf die Socken gemacht und bin mit meinem Fahrrad wieder zu meiner Arbeitsstelle zurück zum Oranienburger Tor gefahren und habe bei meinem Meister irgendwo in einer Ecke geschlafen, damit ich dann frühmorgens zur Verfügung stand.

Und wir konnten wirklich aus dem Schlafzimmerfenster in der Linienstraße 130 des Meisters richtig auf die aufgefahrenen Panzer, Türme des T34 raufgucken. Der wohnte im ersten Stock und die ragten fast so hoch. Die kamen die Linienstraße runtergefahren und hatten den strategisch wichtigen Punkt Oranienburger Tor im Visier.

Das war mein Erlebnis, so habe ich den 17. Juni in Berlin erlebt.



Ruhe nach dem Sturm: Die Stalin-Allee am 30. Juni 1953 (Foto: Bundesarchiv, Bild 183-20145-0016 / Weiß / CC-BY-SA)



Interview mit Ingin Reiher (*1938)

So ging ich in die Lehre und wurde Mechaniker, 1953. Aber bevor wir noch in diese Lehre gingen, war ja das historische 53. Der Aufstand. Und dieser Aufstand, der bewegt ja meinen Schulweg. Der Schulweg von der Mühlenstraße bis zu Hohenlohe-Brücke. Also, wir hatten ein halbes Stündchen zu tippeln – auch in sehr kalten Jahreszeiten. Aber die nächste Schule war in Lichtenberg.

Der Verkehr war unterbrochen. Wir mussten tageweise bis nach Lichtenberg laufen. Wir hatten gar keinen Spaß gehabt, in die Schule zu gehen. Die Brücke war interessant, da passierte was. Grenzkontrolleure wurden verhaun. Einige Menschen schmeißen ihre Parteiabzeichen weg, was ich mit den eigenen Augen gesehen habe. Und was für mich ganz wichtig war, dass gesehen habe, wie die Bauarbeiter schon auf dem Rückweg dieser Demonstrationen waren. Wir hatten am Vormittag gar nicht mitbekommen, dass sie erstmal losgegangen sind. Aber es gäbe ja. Wir wurden noch von der Schule befreit, sind nach Hause gelaufen und der Tumult war auf dieser Brücke. Aber am Nachmittag war dort alles schon mit Panzern besetzt. Da kamen Ängste auf. Die Ängste zogen sich halt auch noch bis in den Spätsommer rein.



Ingin Reiher beim Zeitzeugengespräch.



Demonstration am 26. Juni 1953 als Vertrauensbekundung an die Regierung. (Foto: Peter Heinz Junge, Bundesarchiv, 183-20115-0002 / CC-BY-SA)

Zu guter Letzt

Weiterführende Informationen

Die ausführlichen Interviews mit den Zeitzeugen finden Sie in der digitalen Zeitzeugenwerkstatt des Vereins:

Datenbank der Zeitzeugenwerkstatt des KulturRaum Zwingli-Kirche (<http://www.zeitzeugen-werkstatt.de>)

Impressum

KulturRaum Zwingli-Kirche e.V.
Rotherstraße 3, 10245 Berlin
Telefon 030 / 2900 5996



www.kulturraum-zwinglikirche.de
info@kulturraum-zwinglikirche.de

Aktuelle News auch in der [Facebook-Gruppe](#).

Redaktionsschluss dieser Ausgabe war der 11.06.2013.

